

ASIATISCHE FACETTEN

Kapitel 11 – Vietnam

„Klumpfuß, Fine-Art, Frustrationen“

Von der Tropensonne geweckt, sieht die Welt ganz anders aus. Hellwach laufe ich durch den Ort, halte Ausschau nach dem besten Platz und werde fündig! Erst allein am Meer, leckeres Frühstück in einem Strandcafé. Damit nicht genug, finde ich etwas außerhalb eine paradiesische Bungalowanlage direkt am Strand. Neu erbaut, sehr gepflegt und ruhig. Überall Grün und tropische Blüten, phantastisch! Der Manager organisiert persönlich meinen Umzug. Mopedfahrt in die Unterkunft der letzten Nacht, packen muss ich selber, dann geht es in der üblich halbschmerzhaften Geschwindigkeit zurück in die Oase.

Tagelang träge im Schatten liegen, lesen und nur zum Essen aufstehen, befriedigt nur kurzzeitig und fällt mir schwer, doch manchmal wird man dazu regelrecht genötigt. In meinem Fall auf schmerzhaft Weise. Paradiese können auch tückisch sein! Strandspaziergang, Besuch der roten Sanddünen in der Nähe, gutes vietnamesisches Essen, abends noch einige Sonnenuntergangsbierchen im Liegestuhl, dazu ein gutes Buch. Ein wunderbarer Tag!

Der Nächste beginnt ebenso, nur ein leichtes Brennen des linken Fuß irritiert mich, wahrscheinlich zuviel Sonne am Vortag. Obstsalat mit Joghurt und Schokopfannkuchen lassen mich das kleine Zipperlein rasch vergessen. Die kommenden drei Stunden barfuß durch Sand und Wasser am scheinbar endlosen Strand entlang. An einigen Strandabschnitten hat das Meer sich nicht länger benötigter Dinge entledigt, Wohlstandsmüll, Reste von Fischerbooten und Netzen, Muscheln, Steine, Schnecken und Teile diverser Meeresbewohner. Das regt die Phantasie an, lädt zum Sammeln ein. Wahrscheinlich stören deshalb nur wenige Sonnenanbeter die Postkartenkulisse. Die meisten Touristen schätzen die Nähe der sterilen Pools in ihren Ressorts. Mittags eine Riesenplatte Meeresfrüchte zu symbolischem Preis, dazu ein passabler Weißwein. Fast bin ich versucht länger zu bleiben. Und wie ich bleiben werde! Die kommende Nacht wird zur Qual. Der linke Fuß brennt wie Feuer, ist beachtlich gewachsen und hat eine ungesunde rote Farbe. Das hat mit Sonnenbrand nichts mehr zu tun! Als ich morgens zum Frühstück hinke, ruft das den Ressortchef auf den Plan. Mein Fuß ist über das Schweinehaxenstadium hinaus und hat elefantöse Formen angenommen. Das Personal läuft zusammen, Experten und solche die es werden wollen, beraten. Das Ergebnis: allergische Reaktion auf Feuerquallenkontakt. Die Reste der Glibberwesen finden sich ab und zu am Strand. Ihr Nesselgift wirkt trotzdem. In der Küche wird Sojasoße mit anderen Zutaten gemischt und mir auf den „Geh-Klumpen“ geschmiert. Ich glaube erst, sie wollen ihn essen, ist aber ein probates Mittel der hiesigen Fischer. Diese Behandlung unter Aufsicht des Chefs wird nach drei Stunden erfolglos abgebrochen. Jetzt kommen ein Arzt und westliche Pharmazie zum Einsatz. Der Mediziner gibt telefonische Empfehlungen, ein Mitarbeiter darf zur Apotheke rasen - es ist schließlich ein Notfall! Nachdem das dicke Ding gesalbt ist, wird mir die uneingeschränkte Aufmerksamkeit des gesamten Personals zu Teil. Wunderbar! Hängematte mit Meeresblick, kühler Wind in Palmenblättern, das Rauschen der Wellen, unterhaltsamer Lesestoff sowie regelmäßige Fragen nach Befindlichkeit und Begehren. Kalte Getränke und leckeres Essen werden gereicht, nur eine englischsprachige

Reisende nervt zuweilen mit ihrem: Oh, my God! Dieses ständige, langgezogene Stöhnen, kurz vor einer Ohnmacht, man könnte meinen, es handelt sich um ihren Fuß. Der Manager berichtet mir von einem Surfer, der letztes Jahr mit einer Feuerqualle geknutscht hat. Unfreiwillig, und sehr zum Entsetzen seiner Freundin, denn das Ergebnis war schockierend.

Nach zwei Tagen Rekonvaleszenz passt der Fuß zwar in keinen Schuh, doch jetzt kommen die Einwegpantoffeln der chinesischen Staatsbahn zum Einsatz. Leicht, luftig und Espandrilas nicht unähnlich sind sie die perfekte Lösung, denn ich will weiter. Saigon wartet und ein fixer Termin in Kambodscha rückt ebenfalls näher.

Vier Stunden Fahrt und ich bin mittendrin in Ho-Chi-Minh City. Der Bus fährt selbstredend bis ins Viertel mit den meisten Hotels, im erstbesten werde ich fündig. Mein Gepäck wird in Ermangelung eines Fahrstuhls mit einem Seilzug in die 5. Etage gebracht, für mich bleibt nur der schweißtreibende Weg über die Wendeltreppe nach oben. Zwei Tage in der quirligen Metropole, ausgefüllt mit langen Spaziergängen. Der Fuß sieht wieder wie einer aus und funktioniert auch entsprechend. Visite in einer Markthalle. Gemessen an anderen Orten des Handels in Asien sicherlich nicht besonders spektakulär. Die übliche Ansammlung von Händlern unterschiedlichsten Couleur. Bekleidung, Haushaltswaren, einige Stände mit Kunsthandwerk und Schmuck, aber das Obst und Gemüse strahlt eine derartig knackige Frische und Appetitlichkeit aus, dass sich das Gefühl aufdrängt, das Zeug wächst direkt aus den Holzstiegen. Am Rande des geschäftigen Treibens Garküchen mit prachtvollen Auslagen und dampfenden Töpfen, Grills und Pfannen. Reisen geht durch den Magen, was liegt näher als an einem der langen Holztische Platz nehmen und probieren? Eine gehaltvolle, aromatische Suppe in der nur das Fleisch und die Nudeln gekocht waren, das Gemüse fast im Rohzustand. Gegrilltes Schweinefleisch, etwas Reis, Salat mit Bohnenkeimlingen, Kräutern und Huhn – hier im Süden scheint das Federvieh weniger vergrippt – besser geht's nicht! Das Schlürfen und Schmatzen, die Düfte, das gesellige Plappern der Marktfrauen, die gesamte Atmosphäre bildet die perfekte Kulisse für höchsten Genuss. In Restaurants in Korea, Shanghai und Hongkong hatte ich schon fürstlich gespeist, aber diese Kombination von Marktgewühl und kollektiver Nahrungsaufnahme ist einfach unschlagbar. Über die hygienischen Umstände braucht man sich nicht zu sorgen, selbst wenn das Geschirr ein wenig angeschlagen und das Mobiliar abgenutzt ist. Diese Zeichen des häufigen Gebrauchs sind ein Garant für eine gute Mahlzeit, Asiaten lieben frisches Essen und wissen um diesen Schatz heimischer Kultur.

Koloniale Hinterlassenschaften wie das Rathaus, die Oper und gotische Kathedrale erinnern auf meinem Rundgang durch die Stadt zwar an Europa, haben aber den Beigeschmack unrühmlicher Geschichte des Abendlandes in Südostasien. Die Vietnamesen erhalten, restaurieren diese Wahrzeichen, rahmen sie allerdings mit ihrer eigenen Vision von Fortschritt und Zukunft aus viel Stahl, Glas und Beton.

Neben dem Gotteshaus wird ein Hochzeitspaar abgelichtet, von der gegenüberliegenden Straßenseite beobachten und kommentieren sechs Jungen die Aktion gebannt. Schüchtern trauen sich die Mutigsten unter ihnen, der bildschönen Braut zu winken und ernten Schulterklopfen ihrer Freunde, als das Paar zurück grüßt. Vor einem Café werden tropische Früchte poliert, ein Schild verheißt frisch gepresste Säfte und Salate. Wer könnte bei den tropischen Temperaturen widerstehen? Ich probiere den Mango-Papayashake. Erfrischend und köstlich. Der Besitzer des Ladens, ein junger Taiwanese, stellt sich vor und kredenzt einen Teller mit

aufgeschnittenen Früchten. Ich bitte ihn, Platz zu nehmen, er beginnt zu erzählen. Von seinem Studium in Taipeh und Hongkong, den Möglichkeiten des Business in Saigon. Sein Eifer und Enthusiasmus wirken ansteckend, fast bekomme ich ein schlechtes Gewissen, ob meiner Tatenlosigkeit und des monatelangen Umherziehens. Den Müßiggang auf die Spitze zu treiben, helfen mir drei fröhliche Frauen in gelben Ao Dai, diesem anmutigen, traditionellen Gewand. Die Werbeflyer, die sie auf der Straße verteilen, versprechen Wohltat der besonderen Art, und dazu musste ich noch nie überredet werden. Kräutersauna sowie Massage mit warmem Öl und heißen Steinen. Und weil es günstig ist und ich gelegentlich maßlos, buche ich gleich noch eine Gesichtskosmetik. Im Eingangsbereich folgt der obligate Schuhwechsel, ich erhalte geflochtene Sandalen. Der Laden scheint ganz neu zu sein, es riecht nach Holz, Weihrauch und ätherischen Ölen. Alles sehr harmonisch, geschmackvoll eingerichtet, perfekt gestylt. Auf dem Weg in den Umkleideraum, sanfte Musik, Wasserplätschern und Vogelgezwitscher. Ein Schrank wird mir zugewiesen, ich erhalte zwei Handtücher, ein Badetuch zum Verhüllen, Seife, Shampoo, Badeschuhe. Alles frisch und wohlriechend. Während ich dusche, heizt sich die Sauna auf. Ein winziger Raum von eineinhalb Quadratmeter mit einer Holzpritsche. Ich könne bleiben, so lange ich mag, solle aber wenigstens 20 Minuten ausharren. Aus einer Ecke strömt unablässig Wasserdampf, die Sicht ist gleich null und es duftet stark nach Zitronengras. Ich versuche zu entspannen, was bei der feuchten Hitze nicht einfach ist. Muss zwischendurch sogar mal kurz unter die Dusche, um nicht wegen Überhitzung zu kollabieren, und halte es dafür fast 30 Minuten in dem Dampfkochtopf aus. Abermals Duschen. Nun darf ich eine weite Baumwollhose anziehen, dann geht es in einen wohltemperierten Raum. Große geschnitzte Paravents aus dunklem Holz und Gardinen aus leichtem Stoff bieten Sichtschutz zwischen den vier Massageliegen. Ich strecke mich aus, die Masseurin krempelt mir die Hosenbeine nach oben und beginnt langsam, kraftvoll und mit viel Gefühl bei den Füßen. Die nächste Stunde trete ich fast völlig weg. Es ist ruhig im Raum, wenn, dann wird leise gesprochen. Nur ein weiterer Kunde genießt nebenan. Ganz leise ertönt von irgendwo diese gedämpfte Musik und ich könnte vor Wohltat weinen. Ihre Massage ist äußerst effizient und präzise, keine überflüssigen Berührungen, keine Anzüglichkeit oder Verführungsversuche. Zwischendurch gereicher Eistee, warmes aromatisiertes Öl auf der Haut und die wissenden Hände, immer genau da am druckvollsten, wo Entspannung Not tut. Ich werde Wachs in ihren Händen. Nach einer Ewigkeit werden mir flache polierte Steine aufgelegt, solche, die man geschickt übers Wasser springen lassen kann. Etwa zehn Stück entlang der Wirbelsäule vom Steiß bis zum Nacken und auf den Schultern. Sie sind angenehm heiß und verströmen ein Wohlgefühl, dass es kaum auszuhalten ist. Unglaublich, wie ich bisher auf so etwas verzichten konnte! Ein dünnes Laken wird über mich gelegt. Ich darf schlafen. Wach werde ich durch recht animalische Laute und das Gekicher der Masseurinnen. Der massige Westler nebenan – die Frauen deuten mit ihren Armen seinen Umfang an – grunzt sich durch seinen Schlaf und weckt durch die Lautstärke auf. Als ihm seine akustische Entgleisung gewahr wird, macht er sich darüber lustig. Schön, wenn jemand über sich selbst lachen kann. Jetzt ist mein Kopf an der Reihe. Mit Cremes und heißen Tüchern wird gereinigt, ich bekomme Peeling, Gesichtsmaske und werde gesalbt. Rundherum wird gründlich massiert, Hautunreinheiten entfernt, wieder gecremt und behutsam getätschelt. Zum Abschluss gibt es grünen Tee, Visitenkarten – vielleicht könnte ich ein wenig Werbung machen – und gute Wünsche. Ich bin verzaubert.

Am Abend, ich lese in einem Café gerade meine E-Mails, klopft mir John auf die Schulter, seit Hoi An nicht mehr gesehen. Er kommt gerade von einer einwöchigen Motorradtour durch Zentralvietnam, hat Hunger und Durst, gute Voraussetzungen für einen entspannten Abend. Seine Frau Megan ist weniger unternehmungslustig, will ruhen, deshalb ziehen wir alleine los. John vermisst bei der vietnamesischen Küche den „Punch“, wie er es nennt. Da auch ich gern etwas schärfer esse, lassen wir uns in einem thailändischen Restaurant nieder und genießen ein feuriges Mahl. Hinterher wird mit kalten Bieren gelöscht, während wir aus der kleinen Bar das Gewusel auf der Straße beobachten. John erzählt von Australien, der Sehnsucht nach den Weiten seines Landes und den Aborigines. Freimütig berichtet er von den Problemen und Spannungen mit den Ureinwohnern und den Schwierigkeiten beider Seiten miteinander zurechtzukommen. Spät landen wir in unseren Betten.

Frühstück in der Markthalle. Während ich auf mein Essen warte, feilscht in unmittelbarer Nähe ein junger Tourist mit unüberhörbarem sächsischen Akzent auf Englisch mit einer Händlerin. Es geht um zwei Flaschen sogenannten „Cobra-Tonic“, die er als Geschenk für seinen Vater erstehen will. Neben einer Kobra ringeln sich dünne, grüne Schlangen in der Flasche, sowie ein Prachtexemplar von einem Skorpion. Nachdem sich die beiden handelseinig geworden sind, trägt er die erstandene Medizin stolz an meinen Tisch und nimmt Platz. Immer wieder dreht und bewundert er die Flaschen, ist so zufrieden und glücklich über diese Souvenirs, dass ich es nicht fertig bringe, ihn auf die eventuellen Unannehmlichkeiten beim deutschen Zoll hinzuweisen, falls eines der eingelegten Tiere unters Artenschutzabkommen fällt. Hoffentlich freut sich sein Vater ebenso.

In einem herrschaftlichen Gebäude aus dem frühen 20. Jahrhundert in bester europäischer Architektur jener Epoche befindet sich seit 1987 das Fine Arts Museum. Die Villa könnte auch in Cannes oder Nizza stehen und ist an sich schon einen Besuch wert. Von kunstvoll schmiedeeisernem Zaun umgeben, davor ein Orchideenhändler, im Innenhof Künstlerwerkstätten und private Galerien. Drinnen bricht sich weiches Licht durch bunte Bleiglasfenster und neben Artefakten aus 15 Jahrhunderten wird zeitgenössische Malerei gezeigt. Ganz in der Nähe des Kunsttempels ein soeben eröffnetes Caféhaus der nobleren Art. Man bittet mich höflichst einzutreten, beruhigende Klänge sanfter Klaviermusik umschmeicheln das Ohr. Ein kleiner Tisch am Fenster ist noch frei, sieben Cafésorten stehen zur Auswahl. Die frisch gerösteten Bohnen werden hinterm Tresen gemahlen und aufgebrüht, die Frau am Klavier spricht zum Publikum. Ich verstehe nur das Wort Chopin, dann kommt der Kaffee, ein Glas Wasser sowie süßer Kuchen und Gebäck. Der Kaffee ist hervorragend, der Laden hat Stil und vom quirligen Verkehr bekommt man durch die Fenster ausschließlich die Bilder mit. Der Lärm bleibt draußen. An den Tischen fast ausschließlich junge Leute – Schüler, Studenten? Und das, obwohl sich die Preise auf französischem Niveau bewegen.

Am späten Nachmittag begehe ich einen Fehler. Wider besseren Wissens, dass organisierte Ausflüge meistens nicht viel taugen, vor allem, wenn man nicht zum Ausgangspunkt zurückkehrt, um sich gegebenenfalls beschweren zu können, buche ich eine Mekongtour, die mich in zwei Tagen nach Kambodscha bringen soll. Morgens um sechs beginnt der Trip. Mit ungefähr 30 Reisenden, meist Backpacker, vertraue ich mich einem Bus und einem Mittzwanziger an, der uns als Reiseleiter für den heutigen Tag begleitet. Der junge Bursche sprüht vor Fröhlichkeit, doch seine Nervosität und Unsicherheit lassen sich damit nicht verstecken. Wahrscheinlich seine erste Tour. Er

bemüht sich, ist freundlich, redet viel, meist über sich. In My Tho, einer größeren Stadt am unteren Ende des Deltas, bringen uns Boote zu einem Obst- und Gemüsemarkt, später zu einer der unzähligen Inseln. Der Markt platzt schier vor dem Angebot an exotischen Früchten. Einige Obst- und Gemüsesorten kommen mir bekannt vor, das meiste jedoch habe ich noch nie gesehen, geschweige denn probiert. Und nun nicht einmal Gelegenheit dafür, denn die Zeit drängt, wir sollen weiter! Auf der Insel gibt es außer Obstplantagen nichts zu sehen, doch wir bekommen ein einfaches Mittagessen und haben Gelegenheit, uns ein wenig näher kennenzulernen. Ein polnisches Lehrerehepaar, das ihrer 13jährigen Tochter in vier Wochen Südostasien näher bringen möchte. Ein italienischer Professor für Theater und Dramatik aus Mailand, eine australische Version der Kelly-Family, sowie Stefanie und Michael aus Wien. Die Österreicher sind vor Monaten in Europa aufgebrochen, über den spannenden Landweg via Türkei, Iran, Pakistan nach Indien gereist und nun ebenfalls in Richtung Kambodscha und Thailand unterwegs.

In winzigen Kanus paddeln uns nach dem Essen ältere Vietnamesinnen durch kleine Kanäle zu einem weiteren Eiland. Kokosbonbons werden dort hergestellt und wir sollen die kleine Manufaktur besichtigen. Während der Fahrt bittet eine der Paddlerinnen immer wieder um einen Dollar, sie verdiene nicht genug. Das lässt auf ein Ungleichgewicht der finanziellen Verteilung seitens des Veranstalters schließen. Wir bekommen die Herstellung der klebrigen Süßigkeiten erklärt und werden zum Kauf animiert. Jasmintee wird gereicht und ich darf zur Bespaßung aller Mitreisenden herhalten. Während ich mit Stefanie und Michael zusammensitze, überrascht mich unser Reiseleiter mit einem Python. Er hält mir die knapp zwei Meter große Riesenschlange plötzlich direkt ins Gesicht und findet das lustig. Einige junge Frauen verfallen sofort in heftigstes Kreischen. Natürlich ist der erste Schreck groß, doch das schöne Tier lässt sich anfassen und erweist sich als zahm. Als Scherz finde ich das ziemlich gewagt, konnte er schließlich nicht wissen, dass ich vor Schlangen keine Angst habe. Auf dem Rückweg versuche ich bei unserem Schlangenbändiger in Erfahrung zu bringen, wie es jetzt weitergeht, er weicht aus, hält sich bedeckt, ich ahne Schlimmes. Michael hat inzwischen eruiert, dass wir nur zu fünft Richtung Kambodscha weiter reisen, der Großteil der Gruppe kehrt nach Saigon zurück.

Wieder im Bus fahren wir noch einige Meter durch My Tho, der Guide wird immer einsilbiger, nervöser und gereizter. Dann geht alles sehr schnell. Der Bus stoppt, wir sollen unser Gepäck schnappen, mitkommen, uns beeilen. Auf einer großen Kreuzung übergibt er uns dem verdutzten Fahrer eines reparaturbedürftigen Minibus, drückt ihm einen Zettel nebst Geldbetrag in die Hand und verschwindet. Der Mini-Van ist selbst für asiatische Verhältnisse bereits gut gefüllt, fünf langbeinige Europäer auf die rückwärtigen Sitze quetschen, eine Zumutung. Was tun? Der anfänglich so freundliche Reiseleiter ist weg, wir haben weder den Namen unseres Hotels am Zielort noch einen Ansprechpartner, und sich bei dem neuen Fahrer beschweren, wäre Wasser in den Mekong getragen. Außerdem tendieren unsere gemeinsamen Sprachkenntnisse gegen Null. Der Fahrer wird unruhig, ja sogar ärgerlich und erwartet eine Entscheidung. Wir stapeln uns mit samt den Gepäckstücken irgendwie im hinteren Bereich des Vehikels. Die Tortour nimmt ihren Lauf. Wenige Zentimeter über unseren Köpfen befinden sich Lautsprecher im Dach, deren Zustand am Sinn ihrer Benutzung zweifeln lässt, was den Fahrer nicht davon abhält, ihre maximale Leistung zu demonstrieren. Unsere Einwände werden lachend und mit Schulterzucken abgewiesen. Nerven zerfetzender Lärm undefinierbarer Popmusik foltert uns von

oben, verschlissene Stoßdämpfer, eine marode Straße und rücksichtslose Fahrweise peinigten von unten. Da der Bus völlig überladen ist und er dadurch nicht beim großen Straßenrennen mithalten kann, lassen den Chauffeur noch grantiger werden. Die Situation scheint bei einem Zwischenstopp endgültig zu eskalieren. In einer Kneipe werden wir zum Konsumieren aufgefordert, aber niemand von uns verspürt Hunger oder Durst. Das wiederum ärgert sowohl den Besitzer als auch unseren Fahrer, sieht er doch seine Provision gefährdet. Ich flüchte mich in Sarkasmen und Galgenhumor. Nicht die feine Art, doch momentan fällt mir nichts passenderes ein. Nach drei Stunden erreichen wir endlich die Grenzstadt Chau Doc. Irgendwo in einer Seitenstraße ist Endstation, wir sollen raus. Sämtliche Knochen, Gelenke und Köpfe schmerzen, wir haben keine Ahnung wohin und wie es weiter geht. Wir haben nicht einmal mehr die Quittungen des Reisebüros in Saigon, die wurden am Morgen eingesammelt. Aus der Dunkelheit taucht plötzlich ein Typ auf, fragt nach Woher und Wohin, wir sollen folgen, er wisse Bescheid. Ein Lichtblick!? Mitnichten! Im „Guesthouse“, zu dem er uns führt, wartet man zwar auf uns, doch der Laden entspricht weder dem bei der Buchung versprochenen Standard, noch den einfachsten hygienischen Anforderungen. Alles ist schmutzig, muffig, teilweise kaputt. Mit den Körperhaaren auf meinem Bett ließen sich Perücken basteln! Und um das Maß voll zu machen, sollen wir für Einzelzimmer und Duschen extra bezahlen. Das darauf folgende Diskutieren, Verhandeln und Zögern schafft wiederholt Unmut auf beiden Seiten. Da weder andere Übernachtungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, der Trip am nächsten Tag per Schiff weitergehen soll, und für alles schon in Saigon bezahlt wurde, sind die Alternativen dünn gesät.

Es geht mir nicht ums Geld. Was mich ärgert, ist diese unverfrorene Art der Abzocke und das Nichteinhalten vorheriger Abmachungen. Es war von komfortablen Reisebussen, gepflegten Hotels und Verpflegung die Rede. Wenn es einmal nicht so funktioniert, kein Problem, klärende Worte lösen so manches Problem. Auch zahle ich gern extra, wenn es entsprechende Extras gibt. Aber hier soll die „touristische Kuh“ nicht gemolken, sondern geschlachtet werden! Später berichten mir etliche Reisende von ähnlichen Erfahrungen und auch vietnamesischen Freunden in Berlin ist bei Besuchen in der alten Heimat verschiedentlich versucht worden, dass Fell über die Ohren zu ziehen, sobald bekannt wurde, dass sie im Westen leben. Wieder gebe ich frustriert nach. Zum wiederholten Mal lasse ich mir von Leuten, die im Umgang mit Fremden noch recht unbeholfen sind, die gute Laune verderben. Zum wiederholten Mal stimmt mich das traurig.

Zuerst entferne ich die Bettwäsche in meinem Zimmer, schmeiße die Laken in die Dusche, weiche sie ein. Dadurch müssen sie am nächsten Tag wenigstens neue Wäsche aufziehen, so meine Hoffnung. Ich habe für derartige Eventualitäten ein eigenes Laken dabei. Der hygienische Zustand in die Nasszelle hält von Reinigungsritualen ab, ich verlasse das Hotel. Trotz später Stunde finde ich eine offene Kneipe, es wird sogar noch Essen serviert. Die beiden Wiener stoßen dazu. Gemeinsam spülen wir die lausige Mahlzeit und unseren Ärger mit etlichen Bieren hinunter. In der Nacht gibt es weitere lautstarke Auseinandersetzungen zwischen spät ankommenden Gästen und den Besitzern der Absteige. Hoffentlich wird der morgige Tag besser!

5:00 Uhr hebe ich freiwillig meinen Allerwertesten aus der durchgelegenen Schlafstatt und verlasse das stickige Zimmer. Auf der anderen Straßenseite wird köstlicher Kaffee angeboten, ein paar Kekse dazu, das soll als Frühstück genügen. Gegen sieben

erscheinen Stefanie und Michael sowie eine junge Vietnamesin, die ab sofort die Führung übernimmt. Sie bringt uns zum Fluss. Dort warten bereits ein betagtes, hölzernes Schiff und etwa 15 andere Reisende verschiedener Nationen. Ohne Verzögerungen legen wir ab. Die kommenden Stunden tuckert der Kahn in gemächlichem Tempo durch kleine Seitenarme und Kanäle des Mekong. Diffuses Licht und angenehme Temperaturen am frühen Morgen, nette Leute an Bord, unsere Stimmung hellt sich merklich auf, vergessen ist der Ärger vom Vortag.

Nur einmal werden wir noch genötigt, eine Fischfarm zu besichtigen, das geht aber recht flott und ist nicht uninteressant. Ein Großteil der 15 bis 19 Millionen Bewohner – die Angaben variieren – verdient sich den Lebensunterhalt mit Landwirtschaft, Fischfang und Zucht, und dem daraus resultierenden Handel. Das Delta erstreckt sich über 39 000 Quadratkilometer (so groß wie Holland), durchzogen von 5000 Kilometern Wasserstraßen. Das tropische Klima macht es zum Freiluftgewächshaus Vietnams. Hier gedeiht, Dank des nimmer müden Eifers der Bevölkerung – das Klischee vom sprichwörtlichen Fleiß der Vietnamesen bestätigt sich überall im Land – ein reiches Sortiment an Obst und Gemüse. Vier Ernten im Jahr machen das Land zum drittgrößten Reisexporteur weltweit.

Stundenlang gleiten malerische Bilder an uns vorüber. Manchmal wie aus einem Hochglanzbildband über Südostasien, gelegentlich kurz vor der Kitschpostkarte. Kinder baden oder springen von Brücken ins Wasser, Wäsche wird gewaschen, Haare oder Gemüse. Bauern treiben Wasserbüffel über ihre Felder, Netze werden geflickt, Fische ausgenommen, Motoren repariert, fast alles Leben spielt sich auf oder in unmittelbarer Nähe des Wassers ab. Einfache Hütten aus Bambus, Schilf, Holz oder Wellblech, selten aus Ziegeln oder Beton. Meist auf Stelzen gebaut. Es drängt sich das Gefühl stehengebliebener Zeit auf, wäre da nicht dann und wann eine Satellitenschüssel auf dem Dach. Die früher ferne Welt hält mit der Flimmerkiste Einzug. Gewagte Brückenkonstruktionen aus Bambusstangen überspannen schmale Kanäle, scheinbar sorglos balanciert man darüber. Jung und Alt grüßen winkend, fast ein Idyll, könnte man meinen. Leicht und sorglos indessen, ist das Leben im Delta sicher nicht. Nur haben viele Asiaten die Gabe, Umstände nicht immer todernst zu nehmen, pragmatisch zu sein, sich trotz aller Widrigkeiten Heiterkeit und eine gewisse Leichtigkeit zu bewahren. Andreas Altmann, ein von mir sehr geschätzter Autor, liefert in seinem Buch „Der Preis der Leichtigkeit“ dafür zu Herzen gehende Beispiele.

Mit einem Mal öffnet sich der Horizont, die gewaltige Wasserfläche des Mekong breitet sich vor uns aus. Mittags erreichen wir die Grenze. In einer einfachen Kneipe am Fluss wird gegessen und sich erfrischt. Wir treffen Reisende, die in die entgegengesetzte Richtung unterwegs sind, Infos werden getauscht und Tipps gegeben. Empfehlungen aus erster Hand erweisen sich bisweilen als ganz nützlich. In einer Holzbaracke wird der Reisepass fällig. Abgestempelt verlasse ich ein Land, in dem emotionale Höhen und Tiefen so eng beieinander lagen und rascher abwechselten wie nie zuvor. Neben Frust und Enttäuschung auch intensive Begegnungen, die Kraft und Zuversicht vermittelten. Gelernt habe ich allemal.